Nr. 11 — **Leipzig, den 6. März** — **1887**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post=Zeitungskatalog Nr. 1837a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: An unsre Leser — Der Herr ist mein Hirte — Kirchenideale und Kirchenreformen: 3. Pestalozzi — Drummonds Werk: Das Naturgesetz in der Geisteswelt. Von einem Mediziner — Noch einmal Drummonds Werk: Das Naturgesetz in der Geisteswelt. Von einem Theologen — Die Märtyrer in Uganda — Lutherworte — Verschiedenes: Eine Stadt ohne Gott; Ende der Sklaverei in Buchara — Quittung

An unsre Leser

Der erste Quartalwechsel steht bevor. Was das für ein junges Blatt bedeutet, brauchen wir niemandem zu sagen.

Aber die Bitte wird gestattet sein: unsere verehrten Leser und Leserinnen möchten nicht nur selbst das Abonnement rechtzeitig erneuern, sondern auch fleißig weiter für uns wirken und werben. Es ist ja Gott sei Dank! die Aufnahme, die unser „Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt“ gefunden hat, derart, daß ihm das Leben gesichert scheint, und der Kreis unserer Freunde wächst täglich. Aber die Anforderungen, die man an uns stellt und die wir als in der Natur unsrer Aufgabe liegend anerkennen müssen, sind so groß und mannichfach, daß ihnen nur dann genügt werden kann, wenn wir den Rahmen des Blattes erweitern dürfen. Wir müssen es — bei gleicher Haltegebühr — auf regelmäßig $1\frac{1}{2}$ Bogen bringen. Dazu aber bedürfen wir noch einer kräftigen Verstärkung unsers Leserkreises.

Es sei ausdrücklich unter Rückweis auf den Artikel „Unser Publikum“ in Nr. 2 auch in diesem Zusammenhange ausgesprochen, daß es uns allein um die sog. Laienwelt zu thun ist. Jedes Stück unsers Blattes, das in pastoralen Lesezirkeln untergebracht ist, hat seinen Beruf verfehlt. Wenn auch die Herren Geistlichen unser Blatt mithalten, wenn die Familien in den Pfarrhäusern es lesen, so werden wir uns dieses freundlichen Interesses ja dankbar freuen; aber eben die lieben Insassen der Pfarrhäuser werden uns gewiß verstehen, wenn wir sie bitten, vor allen Dingen mitzuhelfen, daß unser Blatt seine eigentliche Bestimmung erfülle und von den Gliedern der Gemeinde gelesen werde, die sonst keine kirchliche Zeitung in die Hand zu nehmen pflegen.

Damit unsern Freunden zum Werben und Sammeln die Mittel nicht fehlen, wird die Nummer 15 als erste Quartalnummer in stärkerer Auflage gedruckt werden, die von dem Verleger und jeder Buchhandlung in beliebiger Anzahl unentgeltlich bezogen werden kann. Außerdem geben wir aber das erste Quartal als Band zusammengeheftet heraus, und sind überzeugt, daß es in dieser Form vorzüglich zum Gewinn von Abonnenten geeignet sein wird. Auch dieser Band wird vom Verleger direkt oder durch jede Buchhandlung zur Ansicht geliefert, unter Berechnung von $1\frac{1}{2}$ Mark. Wir bitten dagegen, alle entbehrlichen Exemplare der ersten (Probe=) Nummer freundlichst an den Verleger zurückzuschicken, da wir derselben zur Ergänzung der Quartalbände bedürfen.

Endlich sei darauf aufmerksam gemacht, daß die Post unserm Blatt anfangs die Nr. 1860 gegeben hatte, was der Anlaß vieler Irrungen gewesen ist, daß sie es aber nunmehr an der rechten Stelle in die Liste eingereiht hat mit der Nr. 1837a.

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Der Herr ist mein Hirte

„Christus hat unsre Sünden selbst geopfert an seinem Leibe auf dem Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben; durch welches Wunden ihr seid heil worden. Denn ihr waret wie die irrenden Schafe; aber ihr seid nun bekehret zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.“ (1 Petr. 2, 24. 25.) —

Der Heiland ist nicht nur unser Vorbild, dem wir nachfolgen sollen. Kraft seines Leidens ist er auch unser Hirt, der uns besitzt als sein Eigentum, der uns bekehrt und gesammelt hat und uns liebt. Der da sprach: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr,“ ist selbst, mit der Dornenkrone geschmückt, der König des Himmelreiches. Ihm sind wir gegeben von seinem Vater, und er hat die Seinen bewahrt. Und nicht nur bewahrt, sondern auch geheiligt und gereinigt von Sünden durch sein Blut. „Er hat unsre Sünden geopfert an seinem Leibe auf dem Holz.“ Er hat uns erlöst aus der Knechtschaft und erworben zu seinem Eigentum, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, teuren Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß wir sein Eigen seien und in seinem Reiche unter ihm leben und ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit. Sein Dulden ist das Zeichen und die That seines rechten, wahrhaftigen Hirtenamtes. Wie er spricht: „Ich bin ein guter Hirte; ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe.“ Und er setzt hinzu: „Darum liebet mich mein Vater, daß ich mein Leben lasse.“ Wir aber rühmen: Das ist Gnade bei Gott, ist göttliche Gnade, daß Gott nicht bloß ihn liebt und zu seiner Rechten erhöht, sondern um seinetwillen und mit ihm auch uns alle liebt und erhöht, unsre Schuld tilgt, unsre Wunden heilt und uns alle abermals seinem Sohne schenkt zu ewigem Eigentum, die Eine Heerde dem Einen Hirten! Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.

Ist er wirklich unser Hirt? Kann es auch von uns heißen: „Ihr waret wie die irrenden Schafe, aber ihr seid nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen?“ Haben wir seine Stimme vernommen? Sind wir seinem Rufe gefolgt? Ist's uns zu Herzen gegangen, was er für uns gethan hat? Haben wir unsre Kniee gebeugt vor der Macht seiner Liebe? — Er hat ein Recht auf uns. Denn wir sind sein Eigentum: ohne ihn gefangen, verloren, verdorben, mit ihm und durch ihn frei. Aber dennoch kommt er nicht mit Gericht und Gewalt, sondern sanftmütig, als huldvoller König zieht er einher und bittet uns, bittet uns herzlich: Lasset euch versöhnen mit Gott! Lasset euch innerlich gewinnen und beschämen, besiegen und befreien durch die erlösende, duldende, sterbende Heilandsliebe! Ich will euch machen zu meinem Volke und zu Schafen meiner Weide; ich will euch führen auf rechter Straße.

Für ihn ist es Seligkeit, daß wir seine Herde sind und er unser Hirte ist kraft seines Leidens. Es ist ja die Erfüllung seines innigsten Wunsches, das Ziel seiner ganzen Sendung, der Sieg der heiligen Liebe, die er bewährt hat wie kein andrer. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Für alle Zeiten hat er nun die Botschaft vom Heil verknüpft mit der Kunde von seinem unschuldigen Leiden. Als die Predigt vom Kreuze Christi, vom Tode des Erlösers geht das Evangelium der Seligkeit durch alle Lande. Wo ein Kindlein in der heiligen Taufe Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit empfängt, wird es gezeichnet mit dem Zeichen des Kreuzes und samt Christo durch die Taufe begraben in den Tod. Und so oft man das Sakrament des Altars feiert, wird man des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt. Durch Erniedrigung zur Erhöhung, durch Leiden zur Seligkeit, durch den Tod zum Leben führend, so offenbart sich je und je die Macht und Liebe seines Hirtenamtes.

Darum ist's göttliche Weisheit und Gnade, wenn er uns nicht aus der Welt und ihrer Angst fortnimmt, sondern uns in der Welt zur Gemeinschaft seines Leidens beruft und das Kreuz uns sendet, damit auch wir um Gerechtigkeit willen leiden. Wir sind ja nicht verloren und verlassen. An ihm und durch ihn ist uns das Leiden verständlich und vertraut geworden. Es redet uns nicht mehr von Zorn und Feindschaft, sondern von der Vaterliebe Gottes. Wir wissen: für die, welche in Christo Jesu sind, ist es die Gestalt und Hülle göttlicher Herrlichkeit, der Weg, der hinführt an die Stufen seines Gnadenthrones, in seine Gemeinschaft, zu seinem Heil. Darin übt uns der Erlöser und lehrt uns und leitet uns von Stufe zu Stufe. Zuerst erkennen wir im Leiden den Ernst des Lebens und die eigne Sünde, die gewaltige Hand Gottes und den gleißnerischen Schein der Welt. Dann lernen wir die Hand ausstrecken nach der dargebotenen Gnade und darnach ringen, daß wir der Sünde absterben und der Gerechtigkeit leben. Und wenn nun weiter tröstend und warnend, zügelnd und ermunternd, der treue Hirte bei seiner Herde weilt, so wird unser Zweifeln und Fragen beschwichtigt, unsre Ungeduld gestillt und Klage und Widerspruch stumm. Wir warten und schweigen, wir wirken und tragen, wir leiden und hoffen, weil wir seine Stimme hören und seines Geistes Kraft verspüren. So werden unsre Herzen stark und willig, zu leiden und zu entsagen, und geschickt, allezeit festzuhalten an der Verheißung, auch wenn es übel geht, und Leben und Heil allein zu bauen auf Gnade und Glauben. Das Vertrauen, bewiesen in der Not, die Treue, erprobt in der Trübsal, wird alsdann zum doppelt starken Bande. Nicht anders wird der Glaube stark und sicher als durch Anfechtung und Erfahrung. Aber wer ihn festgehalten und bewährt hat, der kann sogar des froh werden, daß er leiden darf. Der lebt der Hoffnung, daß auch sein stilles Dulden den Siegeszug seines Herrn fördert und die Herde seines Hirten mehrt. Darum ist Bereitschaft zum Leiden, Stärke im Leiden, Sieg über das Leiden unsre Aufgabe und unsre Gabe in der Gemeinschaft unsers Herrn Jesu Christi.

Herr, hilf deinem Volke und segne dein Erbe und weide uns und erhöhe uns ewiglich! W B

Kirchenideale und Kirchenreformen

3. Pestalozzi

Ein eigenartiges Gegenstück zu Fabris Schrift bildet eine Broschürenreihe von J. Pestalozzi.*) Behandelt Fabri den Antrag Hammerstein unter rein kirchenpolitischen Gesichtspunkten, so will Pestalozzi alle politischen und kirchenpolitischen Erwägungen und Rücksichten möglichst fernhalten. Die religiösen und sittlichen Maßstäbe allein läßt er als die entscheidenden gelten. Die diesem Gebiete angehörenden Gedanken, welche die Vertreter des Hammersteinschen Antrages vielfach in leichter, oberflächlicher Weise geltend gemacht haben, um für ihre kirchenpolitischen Pläne Stimmung zu schaffen, führt Pestalozzi mit ungeschminkter Offenheit bis in ihre letzten Konsequenzen durch. So erstreckt sich seine Kritik mehr auf die Methode der Antragsteller und auf ihre Motive und Ziele, als auf den eigentlichen Inhalt des Antrags. Aber er hat damit in der That die Sachlage von einer neuen, wichtigen Seite beleuchtet.

Mit Unrecht haben ihn seine Gegner sektiererischer Neigungen bezichtigt und ihm vorgeworfen, daß er seine Freude daran habe, die evangelische Geistlichkeit mit Vorwürfen zu überhäufen. Es ist weder Sektengeist noch Selbstüberschätzung, Eitelkeit oder Strebertum, was aus seinen Worten spricht, sondern ernste, reife, mannhafte evangelische Gesinnung und tiefe, schmerzerfüllte Liebe. Mit schwerem Herzen, aber gedrungen vom Gewissen, hat er, ein einsamer, unermüdlicher Kämpfer — nicht nur in dieser einen Zeitfrage —, denjenigen Mächten und Strömungen unsrer Tage den Fehdehandschuh hingeworfen, welche nach seinem Urteil das eigentliche Wesen und Wirken der evangelischen Kirche stören, trüben und gefährden. Seine Vorwürfe mögen teilweise zu scharf, zu allgemein und nicht alle seine Vermutungen und Behauptungen beweisbar sein. Vielleicht fließt auch hier und da ein kleiner Irrtum mit unter. Aber trotzdem wünschen wir seinen Schriften weite Verbreitung und aufmerksame, vorurteilsfreie Leser. Haben wir als Christen alle die Pflicht, uns selbst und unser Christentum zu prüfen, so wird es zu unsrer Vertiefung und Läuterung beitragen, wenn wir auch scharfem Urteil und schwerer Anklage nicht von vornherein alle Berechtigung absprechen.

Mit zwiefacher Freude begrüßen wir es aber, daß ein Laie in echt protestantischer Gesinnung es sich zur Lebensaufgabe macht, nach Maßgabe seiner inneren Erfahrung und Erkenntnis für die evangelische Wahrheit zu kämpfen. Pestalozzi ist Major a. D. und Pächter der Domäne Haydau-Altmorschen in Hessen. Ein tüchtiger Landwirt, dessen Kühe und Schweine in Amsterdam und Berlin prämiirt wurden, hat er doch zugleich Zeit und Interesse für alle kirchlichen und religiösen Fragen, ein Interesse, welches, wie seine Schriften zeigen, nicht nur mit einer reichen, ernsten, christlichen Erfahrung, sondern sogar mit einer vielseitigen theologischen Durchbildung verbunden ist. Schon die Thatsache, daß es noch solche selbständige und freimütige christliche Laien giebt, ist hocherfreulich. Gott gebe unserm evangelischen Volk mehr solche Männer!

Pestalozzi ist ein entschiedener Gegner der Hammersteinschen Bewegung. Er ist es, weil er mit begeisterter Liebe ein hohes, heiliges Ideal evangelischen Christenlebens im Herzen trägt und mit tiefem Schmerz empfindet, wie weit unsre gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse von jenem Ideal entfernt sind, und wie sie sich, falls die Hammersteinschen Reformen zur Ausführung kämen, nur noch weiter von ihrem eigentlichen Ziel entfernen würden.

Mit Sehnsucht blickt Pestalozzi zurück nach den Zeiten des Urchristentums. Dies ist ihm die entscheidende Norm für alle christlichen und kirchlichen Verhältnisse. Ein Kirchentum, welches den Geist der ältesten Christenheit verleugnet, seine Bedeutung und Wirksamkeit herabsetzt oder dämpft, gilt ihm als Antichristentum. „Das echte, ewige Evangelium und Christentum steht nicht auf menschlicher Weisheit und Macht, sondern auf Geist und Kraft aus Gott, hat sein ganzes Wesen in der unsichtbaren Lebensfülle Jesu Christi und sein einziges Gesetz in Christi Nachfolge. Das wahrhaftige Reich Gottes ist und wird nicht von der Welt, kommt nicht mit äußerlichen Geberden, hat ein Leben, verborgen in Gottes unsichtbarem Wesen, welches Himmel und Erde erfüllt, macht Wohnung in dem verborgenen Menschen des Herzens, rechtfertigt sich in Werken und Wandel nach dem Geiste; seiner Offenbarung aber und äußerlichen Erscheinung auf Erden muß man warten in Geduld bis zum großen Erscheinungstag Christi.“ Das ist das wahre Königreich Gottes, in welchem „kein Geschrei ist um Recht und Gewalt, sondern lauter Willigkeit der freien Liebe.“ Die ernste Gewissensfrage: Was müssen wir thun, daß wir selig werden? und der sichere Bescheid: Glaubet an den Herrn Jesum Christum!

*) 1) Ein Wort über evangelische Kirche und Staat im Hinblick auf den Antrag der konservativen Partei im Abgeordnetenhause. Kassel, 1886. (50 Pf.) — 2) Die gegenwärtigen Bestrebungen zur Befreiung der evangelischen Kirche in Preußen. Leipzig, 1886. (90 Pf.) — 3) Ein Wort über hirtenamtliche Arbeitsorganisation im Sinne der vom Reichsboten vertretenen Auffassung. Leipzig, 1886. (80 Pf.)

öffnet allein das Thor zu diesem Gottesreiche. Darum wird noch heute wie zu Jesu Zeiten die wahre Gemeinde Christi sich eher aus zöllnerischen als aus pharisäischen Elementen aufbauen — nicht aus solchen, die im Glanze kirchlicher Gerechtigkeit und Gnade sich sonnen und auf dem prunkenden Kirchenwagen einherfahren, sondern aus denen, welche als kreuztragende Pilger unter viel Straucheln und Wiederaufstehen durch die schmale Pforte der Buße und Wiedergeburt eintreten. Die rechte Kirche ist also nur die Gemeinde der wirklich Gläubigen, der Anhänger und Nachfolger Jesu, das heilige Volk Gottes. Sie ist nur da, aber auch gewißlich da, wo die Gläubigen in Jesu Namen versammelt sind: ein Leib, vom heiligen Geist beseelt, mit vielen lebendigen Gliedern. Ihr Ziel ist die Vollkommenheit, welcher sie in äußerer Knechtsgestalt unter steter, innerer Läuterung zustrebt; — ihre Waffe die durch die Erneuerung in der Wiedergeburt gewonnene Gemeinschaft mit Gott; — ihre Arbeit mannichfach gethan an ihren eignen Gliedern und mannichfach verteilt unter ihren Gliedern; — ihre Predigt und Mission in der Welt getragen und geübt nur von solchen, welche die Gnadenwohlthat Christi an ihrer Seele erfahren haben und im Glauben fest gegründet sind; ihre Thätigkeit und ihre Beziehungen umfassend, wohl geordnet und lebendig gegliedert nach dem Reichtum vielseitiger geistlicher Gnadengaben. Ist dies das maßgebende Ideal, so „kann die Kirche als solche kein »Regiment« vertragen.“ Nach ihrem ursprünglichen Charakter bedarf sie keines. In der ersten christlichen Gemeinschaft existirte kein andres Regiment als das des heiligen Geistes, und die Freiheit der innren Selbstgestaltung hat die Kirche nur, wenn sie völlig von Staat und Kirchenregiment absieht.

Von diesem idealen Ausgangspunkt und Ziel wendet sich nun der Blick auf die Geschichte und die heutigen Verhältnisse der Christenheit. Welch ein Niedergang, welch wüstes Chaos! Die Quellen des Lebens sind verstopft, getrübt, vergiftet. Selbst an den heiligen Stätten ist das Gift der Lüge ausgeschüttet, und nirgends zeigt sich jene göttliche Kraft, welche die Geißel schwingt, um das Heiligtum zu reinigen; denn man hat den Geist gedämpft, den Mut zahm gemacht, die Mannhaftigkeit zerstört. Die Schlagwörter der christlichen Lehre werden gebraucht, um die Begriffe und Gewissen und die Treue, die an Wahrheit und Recht festhält, mit Scheinwahrheit und Gewalt zu unterdrücken. Die „Kirche“ ist nicht mehr die Gemeinde Christi, sondern eine Institution, die alles andre mehr kultivirt als christliche Gesinnung, arm an Geist und rechtem Segen. Unter frommem Scheinwesen haben sich schlimmere Zustände entwickelt als bei offener Christentumsfeindschaft: Verachtung oder willkürliche Umformung der göttlichen Gebote, Heuchelei, gefärbter und verstellter Glaube, eine Gesinnung, die an der Gegenwart und Sichtbarkeit haftet und sich dabei wohlsein läßt, die das Schwert des Wortes abstumpft und dem Geiste gegenüber abgestumpft ist, eine ehrgeizige Sucht, in eigenmächtiger, selbstischer Weise dem Christentum aufzuhelfen, sind emporgewuchert in der „Kirche.“ Die Kirche selbst ist trotz aller synodalen Einrichtungen eine Pastorenkirche, eine von der Geistlichkeit geleitete und, soweit es der Staat zuläßt, regierte Anstalt, in welcher die Laien als Christen zweiter Klasse gelten. Das Pfarramt ist einer inneren Erneuerung bedürftig; seine Verwaltung ist mehr von gewissen weltlichen Bedingungen als von der rechten geistlichen Befähigung und christlichen Erfahrung abhängig. Das Hirtenamt ist ein Beruf im weltlichen Sinn, ein Broterwerb geworden. Die Predigt ist wohl an gewisse Verpflichtungen und Lehrformeln gebunden, aber nicht mehr von innerer Gewißheit und persönlichem Zeugengeist getragen. Von geistlichen Gnadengaben hält und spürt man nicht viel. Selbst in Pfarrhäusern finden die modernen Apostel der kirchlichen Tagespresse mehr Gehör und besseres Verständnis als die Mahnungen des Gotteswortes. Auch die Werke der christlichen Liebesthätigkeit, die mannichfachen Vereine zu sogenannten christlichen Zwecken stehen unter einem gewissen Bann und sind nur zu oft Symptome eines trägen, unruhigen Halbschlafs, eines fieberhaften Krankheitszustandes. Ja, man wagt es in grenzenloser Verblendung, Werke zur Linderung der Not unsrer Mitmenschen als Werke freier Liebesthätigkeit zu bezeichnen, während sie Motiven entspringen, die in allerletzter Instanz die Sicherheit der eignen Person oder des Eigentums ins Auge fassen. Man kämpft im Namen des Christentums, aber ohne die rechten Waffen, und eben deshalb ohne wirkliche Erfolge. Als öffentliche Vertretung der christlichen „Kirche“ tritt eine halbpolitische, halbkirchliche Fraktion auf, deren Ziele und Interessen wesentlich andre sind, als die der wahren Kirche Jesu Christi. Man möchte die christliche Weltanschauung in mehr oder minder modifizirter Gestalt den Menschen „einimpfen“ und setzt dazu einen mächtigen Apparat und eine große Organisation in Bewegung. So sollen die Völker zu einer glücklichen, gedeihlichen Entwicklung gebracht, den Umsturzverlockungen entzogen werden. Und der Einzelne soll auf dem gleichen Wege zu einer geordneten Existenz gelangen: er soll so meiden, was ihm und dem Ganzen verderblich ist, und die Kräfte gewinnen, die ihn tüchtig machen als treuen Staatsbürger, als nützliches Familienglied, damit er einst in Frieden abscheiden könne. Hierzu unterstützt ihn die „Kirche,“ indem sie fortwährend auf ihn einwirkt, ihn unter ihren Schutz und ihre Vormundschaft nimmt und ihm Wort und Sakramente spendet. Der Erfolg ist: eine Massenkirche, in welcher viele gar nicht, viele nur zum Schein Gott dienen; verweltlicht und gegenüber dieser Verweltlichung blind und abgestumpft; schwerfällig aus Mangel an Leben und doch des vermeintlichen Berufes sich rühmend, daß sie das Gottesreich in der Welt zur Herrschaft bringen solle; ein bloßer Verein, der von dem Geiste Gottes wenig durchdrungen ist, ohnmächtig gegenüber seinen Feinden, bereit, seine sakramentalen Gnaden allen auszuteilen, welche aus irgend einem Grunde nach denselben verlangen. Unter dem Vorwande, Gott zu dienen, sucht die „Kirche“ nur ihre eigne Wohlfahrt, die Begründung ihres eignen Ansehens. Sie dient mit dem Munde und mit menschenfreundlichen Werken dem Herrn im Himmel, erklärt es aber für gefährlich, daß sich das Christentum auf das Persönliche, auf die persönliche Aneignung zuspitze. Der Zustand der Christenheit wird nach der Anzahl der Taufen und kirchlich eingesegneten Ehen bemessen. Man begnügt sich, das Volk in den Rahmen der Kirche einzuschließen, ihm zu predigen, eine Weltanschauung einzuprägen und es womöglich zu einer sogenannten christlichen Vereinsthätigkeit heranzuziehen. So verleugnet die Kirche, weit entfernt, wieder zu dem ursprünglichen Leben erwacht zu sein, heute in ihrem Gebahren und Auftreten fort und fort ihren Namen. Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen?

Diese Mißstände sind seit Jahrhunderten vorhanden und angebahnt. Seit Silvester und Konstantin, seit dem unseligen Kompromiß zwischen Christentum und Kaisertum, haben politische und kirchenpolitische Momente in der Kirche die religiösen immer mehr verdrängt und zurückgeschoben. Seitdem haben sich die Führer der „Kirche“ fast immer von Motiven und Gesichtspunkten leiten lassen, die nicht rein religiös, die sogar häufig recht weltlich waren. Aber man darf nicht den Staat beschuldigen, politische Rücksichten in die Kirche hineingetragen zu haben. Die Weltgeschichte und die Kirchengeschichte lehren, daß die politischen Neigungen der „Kirche“ selbst, d. h. den Gelüsten ihrer Leiter und Häupter, entsprungen sind. Die Kirche hat ihrerseits ihre ursprüngliche Sphäre verlassen und ist nicht wieder in dieselbe zurückgekehrt. Wenn die übliche Betrachtung der Kirchengeschichte in der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion, wie in der vorhergehenden Entwicklung einer kirchlich-hierarchischen Organisation notwendige und normale Stadien für die Verwirklichung des Gottesreiches sieht, so ist das ein bedenklicher Irrtum. Schon lange vor Konstantin kamen in der Kirche jüdische und heidnische Tendenzen auf, welche den reinen Gedanken der christlichen Gemeinschaft trübten. Weil die christliche Gemeinde nicht in ihrer Niedrigkeit blieb, sondern nach einer weltlichen Stellung trachtete und auch in sich selbst die weltlichen Unterschiede nicht auszugleichen vermochte, sucht sie seither nach einer passenden Form für ihr unpassendes Regiment. Nur für kurze Zeit hat die Reformation den Bann durchbrochen. In einer neuen Verdunklung hat sich das Mißverhältnis erneuert, freilich in immer neuen Gestaltungen und

oft so, daß die Schuld dem Unschuldigen zugerechnet wurde. Auch heute giebt die „Kirche" ihre falsche Stellung nicht auf, mag sie auch die alte büreaukratische Zwangsjacke mit dem Hirtenkleide vertauschen wollen, um angesichts der ihr gegenüberstehenden Goliaths leistungsfähig zu werden. Aber dies jetzt erstrebte Hirtenkleid — der bischöfliche Talar, die Mitra des Kirchenoberhauptes — ist die Rüstung Goliaths. In der Rüstung ihres römisch-katholischen Gegners kann die preußische Staatskirche nie und nimmer fechten und siegen. Sie darf die Fechtweise der Papstkirche nicht nachahmen, sich nicht auf das schlüpfrige Terrain begeben, auf welchem die römische Kurie ihre Lorberen pflückt; es wird ihr gehen, wie so manchem, der einen Gegner mit dessen eignen Waffen bekämpfen wollte, deren er sich nicht bedienen durfte: er konnte sie nicht mehr loslassen, sie kehrten sich schließlich gegen ihn selbst.

Es fehlt uns hier der Raum, auszuführen, was Pestalozzi zur Begründung seiner pessimistischen Betrachtung und seiner scharfen Urteile beibringt. Selbstverständlich ist, daß er bei solchen Anschauungen dem Hammersteinschen Antrage als schneidiger Gegner gegenübersteht. Er sieht in dieser neuesten Reformbewegung nicht auf die Einzelheiten: die ganze Bewegung selbst mit ihren Zielen und Motiven und besonders mit ihrer eigentümlichen Methode, die kirchlichen Dinge zu behandeln, erscheint ihm als eine unchristliche, ja widerchristliche. Von diesem Standpunkt aus ist es auch nicht der erste Waffengang, den Pestalozzi gegen den Führer der Christlichsozialen, gegen den Reichsboten und ihre Gesinnungsgenossen unternimmt.

Der Hammersteinsche Antrag gilt ihm als eine neue Versuchung zur Verweltlichung der Kirche, hervorgegangen aus Selbstherrlichkeit und kirchlichem Größenwahn. Ein falsches, niedriges Kirchenideal, nicht christlich, nicht reformatorisch, ist das Ziel dieser Parteiführer. Eine neue „Hierarchie" soll aufgerichtet werden, statt eines weltlichen Regiments eine geistliche Herrschaft. Der Schwerpunkt des kirchlichen Lebens soll nicht in die Gemeinden, sondern noch mehr als bisher in die Geistlichkeit verlegt werden. Nicht die Gemeinde, sondern das Kirchenregiment soll „befreit" werden. Anstatt den Gedanken des allgemeinen Priestertums zur Geltung zu bringen, soll die alte staatskirchliche Büreaukratie durch eine neue, nur geistlich-theologische Büreaukratie ersetzt werden. Wie die Geistlichen jetzt herrschen in den von ihnen hervorgerufenen freien Vereinen, so machen sie nun den Versuch, die ganze Verwaltung und Leitung der Kirche in ihre Hände zu bekommen. Haben die „Hirten" die Gemeinden bisher oft nicht zu gesunder, kräftiger Nahrung, sondern zu verdorbenem Futter und abgestandenem Wasser geführt, so sollen die nun entstandenen Schäden durch neue „Organisationen" beseitigt werden. Man schreitet zur skrupellosen Aufrichtung einer Priester- und Pastorenkirche, in welcher nicht die freie christliche Ueberzeugung, sondern der schulmeisternde Theologe herrschen soll. „Erst wird der Bischof hingestellt, oder besser, er selbst stellt sich hin und zieht nun, was ihm von Vereinen dienen kann, zur Verwirklichung seines Programms heran, um sie als Werkzeuge zu verwenden. Was andrer Ueberzeugung ist, wird beiseite gestellt, verworfen, als widerchristlich gebrandmarkt und mit dem kirchlichen Bannstrahl bedacht!" Die bewußte oder unbewußte Tendenz bei alledem ist aber nicht die, die Kirche im Sinne apostolischer Auffassung zu reinigen, sondern es herrscht vielmehr das Bemühen, die Kirche in ausschließlicherer Weise den konservativen Ideen kirchlichen und politischen Charakters dienstbar zu machen. So hofft man den nächstliegenden Bedürfnissen abzuhelfen, die evangelische Kirche wieder leistungsfähig und gegenüber der römischen Kirche „konkurrenzfähig" zu machen. „Wenn wir — so etwa hat Stöcker sich öffentlich verlauten lassen — erst mehr Geld und mehr Freiheit haben und die ungläubige protestantische Linke zum Schweigen gebracht haben, dann fürchten wir uns nicht mehr vor dem Katholizismus, der heute an manchen Punkten Deutschlands in der That überhandnimmt, weil unsre Kirche keine Mittel hat, ihm zu begegnen, keine Mittel, sich zu bauen." Pestalozzi protestirt gegen solche Pläne. Das ist ihm nicht minder ein antichristliches Unterfangen, wie der Papst Träger eines antichristlichen Prinzips ist. Denn ein weltlich klerikaler Geist ist in der Kirche weit schlimmer als ein weltlich-staatlich beeinflußter. Zudem ist die Freiheit des Kirchenregiments nie die Freiheit der Kirche. Oder wo wäre das Kirchenregiment freier und die Kirche selbst doch unfreier, geknechteter, als in dem römischen Papstreich? Auch hindert der Staat zur Zeit die Kirche an ihrer eigentlichen Aufgabe gar nicht, sondern macht nur die Entfaltung einer geistlichen, regimentlichen Selbständigkeit unmöglich. Darum möge die Christenheit lieber unter dem staatlichen Regiment vorläufig bleiben, weil dieses sich oft als das besonnenere, edlere, uneigennützigere erwiesen hat, als unter eine ausgebildete Hierarchie sich flüchten, welche an sich, an echt christlichen Maßstäben gemessen, eine Absurdität ist. Denn die Gliederung in „Regiment" und Unterthanen ist wohl für den Staat eine Notwendigkeit, für die Kirche aber von vornherein ein Unding.

Ebenso scharf wie über die Motive und Ziele urteilt Pestalozzi auch über die Praxis und Methode derjenigen kirchlichen Strömung, von welcher der Hammersteinsche Antrag getragen wird. Es handelt sich im letzten Grunde garnicht um eine wirklich kirchliche und religiöse, sondern nur um eine halb theologische, halb kirchenpolitische Bewegung, die, von einzelnen Agitatoren entfacht, nur künstlich in die Kreise des Volkes hineingetragen wird; dabei wird der Staat für dasjenige verantwortlich gemacht, woran die Kirche selbst die Hauptschuld trägt. Von der kirchlichen Tagespresse wird eine Parole ausgegeben und eine Norm aufgestellt, die nur zu oft der göttlichen Wahrheit widerspricht. Die „Befreiung" und Befestigung der Kirche soll durch einen inneren Kampf eingeleitet werden. Ein Appell an die aus verschiedenen Konfessionen zusammengesetzte staatliche Volksvertretung soll die Erlösung von der staatlichen Umklammerung vorbereiten. Die Papstkirche, mit ihren Errungenschaften und Institutionen, wird als Muster und Vorbild für die evangelische Kirche gehandhabt. Die materielle Seite spielt bei der ganzen Frage eine entscheidende Rolle: — weltliche Mittel, weltliche Motive und Argumente, Geld, Macht und äußerliche Freiheit! Unklarheit in den leitenden Gedanken, Haß, Unbesonnenheit und Leidenschaftlichkeit charakterisiren das ganze Vorgehen. Die öffentlichen Kundgebungen wimmeln von Inkonsequenzen und inneren Widersprüchen, von Gedanken, die, an sich klar und richtig, unklar und falsch angewandt werden, und zeigen zugleich — z. B. in der Frage hinsichtlich des Summepiskopats — einen bedauerlichen Mangel an Gründlichkeit, Unerschrockenheit und geistiger Freiheit. Vor allem aber ist zu betonen, daß die Träger und Führer der ganzen Bewegung wohl menschlich edel handeln mögen, aber von der Kraft und dem Wesen rechten christlichen Glaubens nichts verspüren lassen. Dieselben Männer, die mit gehässigem Worte ganzen politischen Parteien, z. B. den Nationalliberalen, in Bausch und Bogen das Christentum absprechen, zeigen selbst nicht das mindeste Verständnis für die eigentlich religiösen Größen und Werte. Sie haben kein rechtes Vertrauen auf Gottes Macht, auf die Wirkung des Geistes, auf die Verheißung Christi. Es fehlt ihnen der Glaubensgehorsam, die Geduld, die Demut, die rechte innere Sammlung und damit der allein giltige feste, christliche Glaubensgrund. So fehlt ihnen auch der verständnisvolle Sinn für die Reformation und für Luthers Glaubensgröße, und entgegen aller reformatorischen und christlichen Erkenntnis wagen sie es offen auszusprechen: das Wort allein genüge nicht und sei den modernen Verhältnissen gegenüber unzureichend und ohnmächtig; eine hirtenamtliche Arbeitsorganisation sei die einzige Bürgschaft für die Zukunft der Kirche. So treiben sie denn Werke, die nicht aus dem rechten Glauben stammen, und wollen damit die Kraft des Glaubens ergänzen und ersetzen. Auf ihre eignen Kraftanstrengungen und Organisationen, auf ihre Vielgeschäftigkeit und ihr sogenanntes praktisches Christentum verlassen sie sich mehr als auf Wort und Geist; in Zerfahrenheit und Zersplitterung gehen sie ihre selbsterwählten Wege. Und diese Männer, welche nicht einmal das einsehen, daß die Kirche ein ganz andersartiger Organismus ist als der Staat, sollten Einfluß gewinnen auf die notwendige Neugestaltung der Kirche? Wie weit entfernt ist ihr Sinn von dem der Apostel! „Die ganze »Arbeitsorganisation« der Apostel bestand

darin, daß sie dahin zogen, wohin der Geist sie trieb, und da predigten sie einfach das Wort; sie zeigten den Abfall, die Notwendigkeit der Buße, die Erlösung und verkündigten die göttliche Wahrheit, es der Wirkung des heiligen Geistes überlassend, die Seelen zur Erkenntnis zu führen!"

Gewiß ist eine Kirchenreform Notwendigkeit geworden. Der rechte Reformvorschlag wird wie ein Wort der Erlösung sein. Aber man darf nichts übereilen. So unerträglich ist das Band zwischen Staat und Kirche über Nacht doch nicht geworden, daß unter allen Umständen eine Neuerung dem alten Zustande vorzuziehen wäre. Verglichen mit den Reformvorschlägen von Hammersteins erscheint das bestehende Staatskirchentum als das geringere Uebel. Ueberhaupt kommt es vielmehr auf eine innere, als auf eine äußere Erneuerung der Kirche an. „Auch in unsrer Zeit braucht's keine sorgfältig und stark organisirte Kirche — es braucht ein Häuflein Menschen, welche davon überzeugt sind, daß die Kraft Gottes sich in den schwächsten Werkzeugen am wunderbarsten offenbart und die starken Organisationen flieht." „Wir müssen nicht reformiren, organisiren, umstürzen und neu aufbauen, wir wollen bloß uns innerlich sammeln, damit in uns selbst das Reich Gottes in seiner reinen, lichten Gestalt aufgerichtet werde, und erst, wenn wir durch das Zeugnis des heiligen Geistes dessen gewiß sind, daß wir zu Gliedern seines christlich heiligen Volkes geworden, nicht nur berufen sind, dann dürfen wir daran denken, als Hirten die Herde weiden zu wollen, oder gar daran, dem Wolf entgegenzutreten." Zunächst also wird es notwendig sein, uns in die alten Schätze unsers Christenglaubens zu vertiefen und diese an uns wirken zu lassen. In passivem, empfangenden Gehorsam müssen wir Gottes Kräfte in uns aufnehmen, auf unsre Kraft verzichten. Dann aber gilt es, nicht ein „Kirchenregiment" suchen, sondern das einfache, schlichte Gemeindeleben zu fördern und zu erneuern, das Predigtamt von innen heraus neuzugestalten zu einem Amte kraftvoller, lebendiger, vom allgemeinen Vertrauen getragener Zeugen, und durch wahrhaft evangelische Predigt und Beachtung der mannichfachen Charismen einen kräftigen, selbständigen und zu gemeindlicher Thätigkeit willigen Laienstand aufkommen zu lassen. Der Schwerpunkt alles Christentums liegt nicht in großer Organisation und im Kirchenregiment, sondern in den Gemeinden und in dem lebendigen, persönlichen, charaktervollen Glauben der einzelnen Seele. Will man aber einmal auch äußerlich eine gründliche Neugestaltung der evangelischen Kirche beginnen, so empfiehlt Pestalozzi ein allgemeines, freies, deutsches Konzil, — ein Gedanke, den er für einen originalen, wertvollen, leider unausgeführten Gedanken Luthers hält und des Weiteren nutzbar zu machen sucht. —

Soweit Pestalozzi. Es ergiebt sich deutlich, daß es sich hier, genau genommen, nicht um eine Kritik des Antrags Hammerstein handelt. Vielmehr hat der letztere nur den Anlaß geboten, die gegenwärtigen Verhältnisse der evangelischen Kirche in weiterem Umfange einer Besprechung zu unterziehen. Das Urteil ist scharf, das Ergebnis betrübend ausgefallen. Trotzdem bitten wir unsre Leser, auch die herben Urteile, weil sie aus treuem Herzen kommen, auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. □

Drummonds Werk: Das Naturgesetz in der Geisteswelt

Von einem Mediziner

Der Gedanke, sich die Naturwissenschaft und den Glauben, speziell den christlichen, als zwei unvereinbare Dinge vorzustellen, ist namentlich in der Laienwelt nachgerade so sehr — man möchte sagen: zur fixen Idee geworden, daß es sehr an der Zeit erscheint, auf die große Anzahl apologetisch gehaltener Schriften, welche lediglich den Standpunkt des Christentums gegen die Angriffe der Naturwissenschaft wahren, endlich einmal einen positiven Versuch zur Beseitigung des Zwiespaltes und zur innigen Verschmelzung der beiden, die doch unbedingt möglich sein muß, folgen zu lassen.

Ganz naturgemäß wird hierbei die Hauptaufgabe der Naturwissenschaft und ihren Vertretern zufallen. Denn wenn diese einerseits aus den Erfahrungen, welche sie bei Beobachtung der Naturvorgänge machten oder doch gemacht zu haben meinten, die Waffen gegen den Glauben schmiedeten, so werden, die Vereinbarkeit von Naturwissenschaft und Glauben vorausgesetzt, auch sie wiederum vornehmlich verpflichtet und befähigt sein, auf Grund neuerer Erfahrungen und besserer Einsicht die Verständigung anzubahnen. Der Theolog kann ihnen, wenn er auch den besten Willen dazu besitzt, zuvörderst nicht entgegen kommen; ihm wird in den meisten Fällen der nötige Einblick in diejenigen Naturvorgänge und daraus gezogenen Schlüsse abgehen, welche die Entfremdung seitens der Naturwissenschaft herbeiführten. Der erste Schritt muß vielmehr von der andern Seite gethan werden.

Mit Genugthuung und mit großen Hoffnungen darf man es daher begrüßen, daß sich bezüglich dieses Punktes gerade in letzter Zeit ein gewisser Umschwung und ein Entgegenkommen der naturwissenschaftlichen Welt bemerkbar gemacht hat, daß bedeutende Geister, welche im Gebiete der Naturwissenschaft Autorität besitzen, versucht haben, die Brücke zu schlagen, auf der sich die feindlichen Parteien begegnen könnten. Unter diese Versuche zählt Drummonds vor nicht allzulanger Zeit erschienenes Werk: Das Naturgesetz in der Geisteswelt.

In der That ein höchst überraschender Titel, der uns noch ungewöhnlicher und für den Augenblick unverständlich erscheinen will, wenn wir hören, daß unter der Geisteswelt nicht etwa die Welt unsers Denkens zu verstehen ist, die ja mit den natürlichen Funktionen, namentlich des Gehirns, in unleugbarem Zusammenhange steht, daher wohl leicht auch an die Gesetze der Natur gebunden sein könnte — nein, daß diese Geisteswelt das Gebiet unsers Glaubens, unsre Religion begreifen soll. Verfasser hat sich thatsächlich, wie er es in klarsten Worten ausspricht, die Aufgabe gestellt, nachzuweisen, daß jene unabänderlich geltenden Ordnungen, wie sie die sogenannten Naturgesetze für die Erscheinungskreise zunächst unsrer sinnenfälligen, sogenannten natürlichen Umgebung aussprechen, nicht minder ihre Geltung bewahren auch für das nicht sinnenfällige, übernatürliche Gebiet der Religion und zwar der positiv-christlichen. Und nicht etwa, als ob sich nur Analogien in den Erscheinungen der beiden Sphären auffinden ließen, die dann als Gleichnisse zur Illustration und bildlich-sinnlichen Darstellung gewisser Glaubenslehren dienen könnten; es sollen vielmehr die Gesetze der Natur schlechterdings unverändert in die religiöse Sphäre hinüberreichen, oder, wenn man will, es soll die Natur von den Gesetzen der letzteren beherrscht werden; das Uebernatürliche soll mit andern Worten nichts Unnatürliches sein.

Gestehen wir es uns offen, die wir die Religion liebhaben: eine staunende Entrüstung will sich beim ersten Leser dieser Worte unser bemächtigen. Heißt dies nicht die Religion „zu einer mathematischen Frage machen," sie ihres idealen Inhalts und Wertes berauben und aufs gröblichste verflachen? — Indessen, hören wir weiter; suchen wir uns vor allem an einem der Beispiele, welche der Verfasser zum Belege seines Satzes anführt und behandelt, die Art seiner Auffassung klar zu machen!

Zur Grundlage seiner Beweise dient ihm das sogenannte Prinzip der Kontinuität oder Stetigkeit, d. h. jenes Prinzip, welches ausspricht, daß alle Erscheinungen, welche ihrer Art nach ein- und demselben Gesetze unterworfen sein können, diesem Gesetze auch wirklich unterworfen sind, daß es ein Unding ist, anzunehmen, auf den einen gegebenen Kreis erstrecke sich das ordnende Prinzip eines Naturgesetzes, auf den andern nicht. Das Gesetz selbst, lehrt uns das Kontinuitätsprinzip, hört niemals auf, es ist überall vorhanden; nur das Substrat, welches diesem Gesetze zu gehorchen hätte, braucht nicht überall vorhanden zu sein. Aber wo wir nur immer einem Gesetze sein ordnendes Walten, um diesen Ausdruck zu brauchen, zugestehen können, da müssen wir dies auch. Das Prinzip der Stetigkeit wäre demnach „das Gesetz der Gesetze"; es ist der Ausdruck vollendeter Harmonie, indem es die unter sich harmonischen einzelnen Erscheinungskreise gesetzmäßig mit einander verbindet und nirgends etwas Unabgegrenztes, Willkürliches zuläßt. Es wegleugnen hieße also die Harmonie alles Seienden vernichten wollen. Die Annahme des

Prinzips dagegen führt uns auf dem Wege rein logischer Schlußfolgerung zu gewissen entscheidenden Lehren des Christentums, vorausgesetzt nur, daß wir von unsrer Denkkraft nicht das Unmögliche, die Erklärung ewiger Geheimnisse, verlangen.

Um gleich dasjenige Beispiel herauszugreifen, welches Drummond, und mit Recht, an die Spitze der eigentlichen Abhandlung gesetzt hat, „die Entstehung des Lebens," so lehrt bekanntlich die moderne Naturwissenschaft auf Grund ihrer sorgfältigsten Beobachtungen, daß der Anfang alles Lebens nur aus Leben kommen könne, daß die Materie es nimmermehr aus sich selbst heraus erzeugen könne. Ist dieses Gesetz nun richtig — und wir können mit größerem Rechte an allen andern von der Wissenschaft aufgestellten Gesetzen irre werden als gerade an diesem; wir würden einem ganz trostlosen Skeptizismus anheimfallen —, so verlangt das Prinzip der Stetigkeit, daß es überall, wo Leben vorhanden ist, seine Anwendung finde, also auch in der Welt des Glaubens, und damit ist wissenschaftlich erwiesen, was die Schrift von der Empfängnis des Lebens lehrt, daß sie nicht von uns selbst, sondern allein von dem ausgehen könne, der das Leben hat.

Wenn uns nun die Offenbarung weiter verkündigt, Christus sei dieser Lebendige, so kann zwar die Wissenschaft nicht nachweisen, daß gerade dieser und kein andrer es sei; wohl aber erörtert sie, daß es ein Höherer sein muß als der Mensch; denn nach ihren Gesetzen kann das niedere Wesen eine höhere Entwicklungsstufe einzig und allein durch Vermittlung eines höhern Wesens erreichen, nicht durch sich selbst; das Mineral nimmt an der Bildung der Pflanze teil und wird selbst zur Pflanze nur, wenn letztere es durch ihr innewohnende Kräfte zu sich hinaufzieht. Allein also bezüglich der Person Christi kann noch ein Zweifel herrschen. Warum nun aber der Offenbarung nicht glauben, die uns noch einen Schritt weiter führt als die Wissenschaft? Kann denn die Wissenschaft den Beweis erbringen, daß Christus das Leben nicht ist? Nein; im Gegenteil, halten wir uns die Augen unbefangen offen für alles, was uns die Naturwissenschaft vorhält, so erkennen wir sogar, daß sie uns die Offenbarung als Quelle letzter Erkenntnis empfiehlt, indem sie eben das Gesetz aufstellt, daß das Niedere von dem Höheren nur vermittelst des Höheren etwas wissen kann.

Ein Punkt bleibt eben schließlich, wo wir einfach glauben müssen. Und hiermit sind wir erst zum vollen Verständnis der Drummondschen Schrift gelangt. Der Verfasser ist — nicht genug kann dies betont werden — weit davon entfernt, das ganze Glaubensgebiet auf rein vernünftigen Wegen durchmessen zu wollen, etwa gar einen naturwissenschaftlichen Beweis für die Existenz desselben zu liefern. Geheimnisse bleiben und müssen bleiben in der Religion, wie in der Wissenschaft, wo sie thatsächlich vorhanden sind, und vielleicht in viel größerer Zahl als dort. Man möchte diese Worte am liebsten direkt unter den Titel des Buches setzen. Die Notwendigkeit der Offenbarung hält der Verfasser in vollem Umfange aufrecht, und sein Zweck ist nur der, nachzuweisen, daß uns die Offenbarung mit ihren Glaubenslehren kein willkürliches, gesetzloses Gebiet geschaffen hat, sondern eines, welches denselben Gesetzen wie die sichtbare Erscheinungswelt unterworfen ist.

Nunmehr verstehen wir auch den eminent praktischen Wert des Buches. Es soll den aufrichtigen Zweiflern (dieses „aufrichtig" darf durchaus nicht wegbleiben) der Grund ihres Zweifels entzogen werden: denjenigen, die bisher nicht glauben konnten, weil sie, von der Naturbeobachtung her gewöhnt, alles in geordnetem Zusammenhange zu sehen, in der Religion allein das Bereich der Unordnung und Willkür vermuteten. In erster Linie wird also Drummonds Schrift den Vertretern der Naturwissenschaft gelten. Der Laie wird nicht so leicht in die Lage kommen, seinen Zweifel auf solchen Grund zu bauen. Trotzdem wird auch er das Buch nicht ohne Gewinn wieder aus der Hand legen, und sei es auch nur, daß ihm die Ueberzeugungstreue und -Kraft eines Mannes wie Drummond Kraft für die eigne Ueberzeugung gegeben hätte. Ja wir dürfen sogar noch weit mehr von der Verbreitung der Schrift unter das gebildete Publikum erwarten. Es hat sich zu allen Zeiten gezeigt, daß die Wissenschaft ihre tiefsten Wurzeln nicht in die Studirstuben und Laboratorien der Gelehrten, sondern vielmehr in das sittliche und soziale Leben des Volkes schlägt; von dort her kommt ihr die unentbehrliche Lebensnahrung, und es ist ein in der ganzen kulturgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit gewaltig mitzählender Faktor, daß das Volk ebensowohl imstande ist, die Entwicklung der Wissenschaft zu beeinflussen, wie es selbst von dieser beeinflußt wird. Namentlich wenn die Wissenschaft, aus ihren Einzelerfahrungen abstrahirend, an Probleme von sittlicher Bedeutung herantritt, namentlich dann tritt dieser Faktor in Wirksamkeit. Und so darf man auch bezüglich der Trennungsfrage zwischen Glauben und Naturwissenschaft erwarten, daß ihre weitere Gestaltung von den sittlichen Ideen, welche im Volke und in der Menge der Laien leben, nicht unabhängig sein wird.

Unter solchen Umständen und eben unter Berücksichtigung der Laienwelt möchten wir es eher für einen Vorzug als für einen Fehler des Buches halten, daß der Verfasser seiner Aufgabe, das Naturgesetz in dem Glaubensgebiete nachzuweisen, nicht immer streng nachgekommen ist. Es finden sich unzweifelhaft Artikel, wie der über „Wachstum" und „Absterben", in welchen die bloße Analogie, das Gleichnis zwischen Natürlichem und Religiösem den wissenschaftlichen Nachweis der Identität hat ersetzen müssen. Aber gerade in diesen streng genommen fehlerhaften Partien wird ein solcher Reichtum an Gedanken, an neueröffneten Gesichtspunkten, an geistvollen Erklärungen, vor allem aber an wahren, tiefreligiösen Empfindungen entfaltet, daß gerade sie am wenigsten ihren Eindruck verfehlen werden.

Der Verfasser ringt oft mit der Schwierigkeit, neue Gedanken in entsprechende Formen zu kleiden; einzelne Dunkelheiten freilich mögen auf Rechnung des Uebersetzers kommen. Aber diese neuen Gedanken haben ein Recht darauf, von beiden, Naturwissenschaftlern und denkenden Christen, ernstlich erwogen zu werden. V

Noch einmal Drummonds Werk: Das Naturgesetz in der Geisteswelt

Von einem Theologen

Ein Naturforscher, der in dem höchsten Lehramt der Wissenschaft steht, verkündigt des Sonntags den Armen das Evangelium. Der Mann, der das Bedürfnis und die Kraft hat, so verschiedenartige Arbeit auf sich zu nehmen, findet allmählich, daß die scheinbar so weit getrennten Gebiete sich auch sachlich berühren. Seine wissenschaftliche Erkenntnis verschafft ihm eine Fülle neuer Ausdrucksmittel für die Mitteilung der Glaubensgedanken und stärkt schließlich die Gewißheit seines eignen Glaubens. Ein Buch, in welchem dieser Gewinn ausgebreitet wird, erlebt in England binnen kurzer Zeit siebzehn Auflagen und erregt in dem Gewande einer ungewöhnlich schlechten Uebersetzung auch in Deutschland freudige Teilnahme. Wie sollte sich ein Christ nicht über diese Thatsachen freuen? Vor allem wird sich freuen, wer mit dem Verfasser der Meinung ist, unter dem Himmel des Glaubens, wie Gott ihn ausgespannt hat, finde die Wissenschaft für ihre unermeßlichen Bahnen Platz, und nur die Hoffnung oder die Besorgnis von Kindern könne daran denken, daß diese Bahnen jemals an das Gewölbe stoßen möchten. Denn neben einem rücksichtslosen Erkenntnisstreben steht in dem Buche die Siegeszuversicht des Christen, daß Gottes Wort in Ewigkeit bleibt. Der Theolog wird auf jeden Fall in dem Buche ein erfreuliches Zeichen der Vertiefung erblicken, zu welcher das naturwissenschaftliche Denken der neueren Zeit gediehen ist. Bei der Mehrzahl ernster Forscher beginnt das Vergnügen an der tiefen Einsicht, die man erreicht habe, dem Staunen vor der Tiefe des Geheimnisses zu weichen, von welchem nicht nur der einzelne Forscher, sondern die Wissenschaft umgeben ist. Der Verfasser behauptet sogar, niemals würden die Naturforscher so beredt, als wenn sie auf diesen Punkt zu sprechen kämen. Das hören wir mit großer Freude; denn diese Stimmung wird von den Höhen der Wissenschaft in die Niederungen der allgemeinen Bildung herabsteigen. Die Menschen aber, die von ihr berührt sind, werden für die Dinge des Glaubens empfänglicher sein,

als die Bildungsphilister, die nichts von oben empfangen können, weil sie auf der höchsten Höhe zu stehen meinen.

Bei dem Verfasser hat sich die Ehrfurcht vor den Geheimnissen der Natur aufs innigste mit einem kraftvollen Glauben verbunden. Wie könnte es bei einem Christen anders sein? Ihm müssen ja die Abgründe der Wirklichkeit die unnahbare Herrlichkeit seines Gottes verkündigen. Aber eine andre Frage ist es, ob der Glaube neue Gründe seiner Gewißheit dadurch empfängt, daß eine solche durch die Wissenschaft erzeugte Stimmung mit ihm verschmilzt. Drummond meint, diese Kräftigung des Glaubens an sich selbst erfahren zu haben. Da wäre es denn eine schlechte Aufgabe für einen Theologen, ihn darin stören zu wollen. Aber er erbietet sich auch mit den glänzendsten Versprechungen, uns dieselbe Begründung zu verschaffen. Eine neue Begründung soll der Religion durch die Naturwissenschaft zu Teil werden; das stumpfgewordene Rüstzeug der Theologie soll durch die gewaltige Waffe ersetzt werden, welche in dem Ringen des Geistes mit der Natur bereits erprobt ist. Wahrhaft rührend ist diese freudige Begeisterung eines Naturforschers, der die alte Theologie auf einen neuen Fuß bringen will. Wir aber können ihm seinen guten Willen nicht besser vergelten, als indem wir ihm zeigen, daß die Sache nicht geht.

Daß wir seine Wissenschaft fürchten, soll er deshalb nicht meinen. Die Wissenschaft ist uns umso lieber, je freier sie in ihrem Berufe ist. Ist doch eine solche Freiheit die Natur der Wissenschaft. Das Christentum aber braucht die Natur nicht zu fürchten und braucht deshalb nicht zu verlangen, daß die Natur verstümmelt werde. Daß wir ein solches Attentat nicht planen, möge der Verfasser daraus ersehen, daß wir die stärkste Forderung, die er für seine Wissenschaft erhebt, ohne Weiteres zugeben. Es ist auch unsre Ueberzeugung, daß alles in der Welt Wirkliche die Kräfte seines Daseins aus einer Ordnung empfängt, welche in der Wissenschaft schließlich als Naturgesetz formulirt wird. Die Wirklichkeit eines Dinges, welches wir wahrzunehmen meinen, stellen wir uns doch immer nur vermittelst eines Gedankens fest, der in wissenschaftlicher Klarheit eben nichts andres als das Naturgesetz ist. Indem wir einem sinnlichen Eindrucke den Namen eines Dinges geben, sind wir auch schon dabei, einen gesetzmäßigen und deshalb denkbaren Zusammenhang vorzustellen, in welchem das gemeinte Ding als Ursache und Wirkung, als Substanz und Eigenschaft mit seiner Umgebung steht. Dieser Zusammenhang des Wirklichen ist der allgemeinste Ausdruck für das Naturgesetz. Drummond hat also Recht, wenn er sagt, man müsse erst die Natur, die Wissenschaft, ja den menschlichen Geist selbst vernichten, wenn man die Behauptung aufrecht erhalten wollte, irgend ein in der Welt Wirkliches sei vom Naturgesetz ausgenommen.

Drummond meint nun aber weiter, die Theologie statuire solche Ausnahmen oder stelle geradezu ihr ganzes Gebiet als eine Ausnahme hin. Dadurch stoße sie alle, die von der Wissenschaft gelernt haben, wie man das Wirkliche erkennt, von sich zurück und beraube sich selbst der Gewißheit von der Wirklichkeit ihrer Gegenstände. Sie mache das Uebernatürliche zum Unnatürlichen; wirklich aber könne das Uebernatürliche nur dann sein, wenn es natürlich, d. h. dem Naturgesetze unterworfen sei.

Wir wollen einmal annehmen, jene Anklagen gegen die Theologie seien in vollem Maße richtig. Wir würden dann Drummond doch nur die eine Folgerung zugeben können, daß es nämlich einem Manne der Wissenschaft, der es mit der Wahrheit ernst nimmt, unmöglich sei, sich mit einer solchen Theologie zu befreunden. Das scheint mir mit das Wertvollste an dem Buche zu sein, daß sich darin der gesunde Erkenntnistrieb des Naturforschers so kräftig gegen eine ungenügende Begründung des Glaubens auflehnt, ohne den Glauben selbst antasten zu wollen. Der Verfasser erklärt, es sei für einen durch die Naturforschung geschulten Mann nicht mehr möglich, auf Grund der bloßen Autorität, sei es auch eines Schriftwortes, irgend etwas für wirklich zu halten. Wer da wisse, was Erkenntnis des Wirklichen sei, müsse es als eine ungeheuerliche Zumutung abweisen, daß er eine Lehre aus solchen Gründen für wahr halten solle, wie die zweifelhafte Auslegung einer Schriftstelle und ein Gleichgewicht der Wahrscheinlichkeiten. Derselbe Mann, der in den zartesten Worten von den Geheimnissen des Glaubens zu reden weiß, richtet an die Theologie die feurige Mahnung, sie dürfe die Menschen, die nach Wahrheit verlangen, nicht mit der Berufung auf eine Autorität abfertigen. Wenn sie nicht ihr Pfund vergraben wolle, so müsse sie die innere Wahrheit ihrer Sache verständlich zu machen suchen. Packende Analogien aus dem Parasitentum der Pflanzen- und Tierwelt erläutern alsdann den Zerfall einer Seele, die dazu angeleitet wird, sich ohne Erwerb einer eignen Ueberzeugung in fremde Worte und Gedanken zu verkriechen, obgleich sie auch die Fähigkeit empfangen hat, Gottes Wahrheit aufzunehmen und durch dieselbe zu leben.

Wir verkennen durchaus nicht, daß diese Mahnungen Drummonds viel Richtiges enthalten, und wünschen von Herzen, daß sie an der rechten Stelle gehört werden. In der That verrät die theologische Beweisführung oft genug, daß ihre Vertreter von den Anforderungen, die eine ernste Wahrheitsforschung an die Erkenntnis des Wirklichen stellt, eine sehr schwache Vorstellung haben. Die Zeichen der Zeit verlangen deutlich, daß hierhin Wandel geschafft werden muß, wenn nicht die Kirche unermeßlichen Schaden nehmen soll. Die evangelische Kirche wenigstens geht sicherlich zu Grunde, wenn sie das Verlangen nach Wahrheit unterdrückt, das sie pflegen und befriedigen soll.

Aber erstens muß es auf beschränkter Beobachtung beruhen, daß Drummond in der evangelischen Theologie gar nichts von Bemühungen bemerkt hat, jene Forderungen geltend zu machen und zu befriedigen.

Zweitens hat die Theologie längst den Weg, auf dem er sie zu dem richtigen Ziele führen will, durchmessen und als falsch erfunden. Er wendet sich mit besonderer Lebhaftigkeit gegen die Meinung, daß man sich selbst durch verständiges Denken und tüchtiges Wollen zum Christen machen könne. Das Beste in dem ganzen Buche ist diese kräftige Unterscheidung zwischen einem Moralisten und einem Christen. Kein religiöser Gedanke wird in dem Buche so vielfach und so glücklich behandelt wie der, daß das Christentum den Menschen auf eine neue Lebensstufe hebe, die sich von dem Wesen des natürlichen Menschen ebenso unterscheide, wie in dem Bereiche der Natur das Leben vom Tode. Es ist auch richtig, daß die Theologie, je mehr sie beflissen ist, die Wahrheit unsers Glaubens verständlich zu machen, desto mehr in Gefahr ist, jenen Gedanken sich entgleiten zu lassen. Denn in dem Gedanken, daß nur der Wiedergeborne ein Christ sein könne, bricht allerdings das Christentum jede Brücke zwischen sich selbst und dem natürlichen Wesen und Denken des Menschen ab. Bei jenen Bemühungen der Theologie aber werden unwillkürlich die Fäden, welche das Verständnis vermitteln sollen an den natürlichen Bestand des Menschen angeknüpft. Wenn dies nicht dennoch vermieden werden könnte, so wäre entweder das Werk der Theologie als zwecklos oder jener Anspruch des Christentums als sinnlos erwiesen. Wie ist die Gefahr zu vermeiden?

Von Drummond sollte man eine Antwort darauf erwarten dürfen. Denn die Unterwerfung unter eine unverstandene Autorität ist ihm unmöglich; und daß jeder Mensch durch eine ihm vorher unverständliche Macht zum Christen gemacht wird, ist ihm gewiß. Wenn ihn also die Freude darüber fast überwältigt hat, daß er gefunden habe, wie man die Wahrheit des Christentums beweisen könne, so muß doch sicherlich sein Beweis so beschaffen sein, daß er das Wunderbare nicht zum Selbstverständlichen erniedrigt. Seine Entdeckung kommt nun darauf hinaus, daß in der Natur dasselbe Verhältnis, welches das Christentum zu dem natürlichen Menschenleben einnimmt, schon einmal als eine von der Wissenschaft konstatirte Thatsache vorliege. Der Stein kann durch keine Entwicklung zur Pflanze werden. Das Reich des Todes ist auch in der Natur durch eine unausfüllbare Kluft von dem Reiche des Lebens geschieden. Dieses „Naturgesetz" muß auch auf die Beziehungen zwischen dem Reiche geistigen Todes und dem Reiche geistigen Lebens seine Anwendung finden, wenn dieser Gegensatz überhaupt in der Wirklichkeit bestehen soll. Das Christentum aber bestätigt

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

diese Forderung des Naturforschers gerade durch den Gedanken, durch den es sonst das Erkenntnisstreben des natürlichen Menschen von sich zurückstieß: man muß von neuem geboren werden, um in das Reich Gottes zu kommen; es hilft nichts, wenn man sich selbst hineinzubringen sucht. Der Naturforscher, der nur das als wirklich anerkennen kann, was dem Naturgesetze unterliegt, braucht jetzt das Christentum nicht mehr als Einbildung anzusehen, weil es sich als ein Spezialfall einer durch ein Naturgesetz vorgeschriebenen Regel erweist.

Ich fürchte nun doch, daß das Buch einen guten Teil seines ungeheuern Erfolges diesem Einfall verdankt, der die Aussicht eröffnet, daß man auf eine weniger kostspielige Art als bisher ein Christ werden könne. Wir Theologen aber können diesen Beifall nicht unterstützen, obgleich die Entdeckung Drummonds dazu dienen soll, unsern Beweisen die sichere Grundlage der Wissenschaft zu verschaffen.

Zunächst weisen wir diese Hilfe deshalb ab, weil sie selbst aller wissenschaftlichen Solidität ermangelt. Der unausgleichbare Gegensatz der toten und lebendigen Natur ist allerhöchstens eine vorläufig festgestellte Thatsache, aber sicherlich kein Naturgesetz. Von jedem wissenschaftlich Gebildeten, geschweige denn von einem Naturforscher, muß die Einsicht erwartet werden, daß das Naturgesetz ein Gedanke ist, der für die Erkenntnis einer geordneten Wirklichkeit notwendig ist. Daß die Vorstellung jenes Gegensatzes von toter und lebendiger Natur ein in diesem Sinne notwendiger Gedanke sei, wird auch Drummond nicht behaupten wollen. Folglich kann sie auch nicht als Ausdruck eines Naturgesetzes gelten.

Aber wir wollen einmal annehmen, jene Vorstellung bezeichne ein Naturgesetz. Was wäre damit gewonnen? Man könnte alsdann sagen, daß das Christentum ebenso eine über das natürliche Menschenleben absolut erhabene Daseinsstufe darstelle, wie die Pflanze im Vergleich zum Steine. Der Naturforscher könnte also dann zugeben, ein solcher Gegensatz könne sich in der Wirklichkeit recht gut vorfinden, da er schon einmal an einer andern Stelle konstatirt sei. Er kann vielleicht mit dem Verfasser sagen, es sei ihm nunmehr leichter, das Christentum anzuerkennen, weil es ihm wenigstens als möglich erscheine. Wir aber erwidern darauf, daß, wer aus solchem Grunde das Christentum anerkennen will, es sicherlich nicht erkannt hat. Das Christentum hat man nur dann vor Augen, wenn man thatsächlich sieht, wie das nach aller Erfahrung des natürlichen Menschenlebens Unmögliche Thatsache wird. Deshalb ist die erste Regel für den Theologen, der seinem Gegenstande gerecht werden will, daß er bei der Darstellung und Begründung des Christentums nichts verwertet als das, was dazu mitwirkt, aus dem Menschen eine neue Kreatur zu machen, also den Inhalt der Offenbarung, die uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung. Die Nichtachtung dieser Regel hat schon so viel Unheil über uns gebracht, daß wir einer Versuchung dazu widerstehen können, auch wenn sie uns so freundlich entgegentritt wie bei Drummond.

Dennoch lassen wir nicht von der Wahrheit ab, daß uns die Offenbarung nicht als eine unverstandene Autorität bloß gebieten will, sondern daß sie uns als eine Macht der Wahrheit überzeugt und ebendadurch rettet. Aber diese Ueberzeugung haftet allerdings nicht in dem durch die Naturforschung aufgeklärten Denken. Beides hat nicht mehr miteinander zu schaffen wie die Mathematik mit der Entwicklung der Geschmacksnerven. Wohl aber wendet sich die in der Offenbarung eingeschlossene Wahrheit an den Menschen, den sie selbst zu dem Bewußtsein ewig giltiger Forderungen aufgeweckt hat. Wer in dem Lichte und unter der Last der sittlichen Forderung sein Tagewerk verrichtet, ist auch imstande, die Wahrheit der Offenbarung zu fassen, die durch ihren Inhalt seine sittliche Erkenntnis wunderbar vertieft und sein sittliches Bedürfnis wunderbar befriedigt. Drummond sagt: wer einmal im Dienste der Wissenschaft stehe, dem könne nichts weiter helfen als mehr Wissenschaft. Bei diesem Diktum vergißt der Verfasser, daß der Mensch nicht nur einen Verstand hat, der das Ewige denken soll, sondern eine Person ist, die im Ewigen leben soll. Zu dem Denken des Ewigen kann uns freilich die Wissenschaft verhelfen. Dagegen dem Leben im Ewigen steht die Magd, welche die Straße fegt, gerade so nahe, wie der dem Geheimnis des irdischen Lebens nachspürende Physiolog. Den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Drummond meint, es sei in der modernen Kultur dem Evangelium dadurch eine freundlichere Situation geschaffen, daß die Wissenschaft die absolute Finsternis, die ihr Arbeitsgebiet umgiebt, wahrgenommen habe. Wir wollen gewiß nicht leugnen, daß der kräftige Eindruck davon in die Entwicklung manches Menschen fördernd eingreifen kann. Aber wir müssen daneben betonen, daß die Offenbarung, die wir kennen, kein Licht in diese Finsternis bringt; sie bringt nur Licht in die angstvolle Finsternis einer nach Leben dürstenden Seele. Was der modernen Kultur not thut, das ist ein neues Geschlecht, welches kräftig genug ist, den Wahn der Wissenschaft von sich zu werfen, daß nämlich sie dem Menschen die Weisheit geben könne, durch welche sein Leben ein seliges Leben wird.

W H

Nachwort des Herausgebers

Schwerlich dürfte jemand dagegen Widerspruch erheben, daß unser Gemeindeblatt zwei Stimmen über das Werk des englischen Naturforschers hat zu Worte kommen lassen. Wenn beide nicht auf die gleiche Meinung hinauskamen, so scheint diese Entschließung erst vollends gerechtfertigt, und wenn das einemal ein Mediziner, das andremal ein Theologe sein Urteil abgab, so kann das Interesse an den gestellten Fragen dadurch nur erhöht werden. Da mag es nun für manche ein seltsames Schauspiel sein, daß die beiden Vertreter der Naturwissenschaft, Drummond und sein erster Beurteiler, mit der fröhlichen Ueberzeugung, gerade aus dem Bereiche ihrer Wissenschaft besonders starke Kräfte ins Feld führen zu können, dem gefährdeten Christentume zu Hilfe eilen — der Theologe dagegen die Freundschaft der Wackern zwar mit herzlichem Danke anerkennt und gern festhalten möchte, aber von der angebotenen Unterstützung selber doch nichts wissen will. Zu schlechte Erfahrungen hat die Theologie gemacht, indem sie sich durch das Verlangen, die christliche Religion gegen alle Angriffe von „wissenschaftlicher" Seite zu verteidigen, zum Borg ihr innerlich fremder Waffen verleiten ließ. Man denke nur daran, um ein klassisches Beispiel zu erwähnen, wie schlecht ihr und dem Christentume selbst der Bund mit der Hegelschen Philosophie bekommen ist, welchen sie einst als die beste Versicherung ihrer heiligen Güter mit überschwänglicher Freude begrüßte. Sie hat, durch Schaden klug geworden, sich nun auf eigne Füße gestellt. Und sie wird sich mit der Naturwissenschaft umso besser vertragen, je ernster man von beiden Seiten darauf hinarbeitet, sich über die vorhandene Grenzlinie zu verständigen und jedem Teile seine Aufgaben und seine Mittel zu lassen.

Aber diese Fragen werden in den Spalten dieses Blattes noch oft erwogen werden. Denn an ihrer Beantwortung liegt es vor anderm, ob auch den Gebildeten unsrer Zeit ein Verharren in der christlichen Gemeinde möglich sein wird.*)

Die Märtyrer in Uganda

Auf seiner berühmten Reise durch den dunkeln Erdteil kam Stanley 1875 auch in das Reich Uganda an der Nordseite des Ukerewe- oder Viktoria-Njanza-Sees. Ein längerer Aufenthalt in Rubaga, der malerisch auf einem fruchtbaren Hügel gelegenen

---

*) Eben zur rechten Zeit geht uns von unserm Mitarbeiter für England folgende Korrespondenz zu:

Von Professor Drummonds epochemachendem apologetischen Werke „Das Naturgesetz in der Geisteswelt" erscheint jetzt, nachdem 17 Auflagen der Hauptausgabe vergriffen sind, eine billige Ausgabe zu 3 Sh. 6 Pence; von den 10000 Exemplaren, welche die Auflage enthält, sind im voraus, noch ehe der Verkauf begann, 9000 Exemplare bestellt gewesen. Und dieser fast beispiellose Erfolg wird einem Gelehrten zu Teil, der vor Abfassung dieses Werkes schriftstellerisch so gut wie nichts geleistet und der seine Versuche, in London einen Verleger zu finden, zweimal scheitern sah. Erst Mr. Hodder, von der Firma Hodder & Stoughton, war scharfsinnig und geschäftsgewandt genug, den Wert des erfolgreichen Buches zu erkennen. B

Hauptstadt, wo damals König Mtesa regierte, unterbrach seine Wanderung. Er traf nämlich eben zu rechter Zeit dort ein, um Zeuge davon zu werden, wie der Islam hier in Innerafrika auf friedliche Eroberungen ausging. Soeben hatte der König sich durch die muhamedanischen Händler bestimmen lassen, den Lubaripriestern, welche dem Geiste des Sees dienten, den Abschied zu geben und den Islam anzunehmen. Jetzt fand sich Stanley, der Christ, hinzu, und da die Frage nach der Religion hier gerade eine brennende geworden war, hatte derselbe bald Gelegenheit, in ernstem Gespräche mit dem Könige die Vorzüge des christlichen Glaubens vor Islam und Heidentum zu rühmen. Er fand an Mtesa einen überraschend aufmerksamen Schüler. In seiner Freude darüber schrieb Stanley einen begeisterten Brief nach England; er glaubte im Geiste schon den Konstantin Innerafrikas in Mtesa gefunden zu haben. Es folgte auch ein freudiger Wiederhall aus dem Schoße der Christenheit, und schon am 30. Juni 1877 zogen drei Missionare der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft (church-mission) in Rubaga ein. Ihre Hoffnungen wurden zwar nicht betrogen, aber doch durch Mtesas nachheriges Verhalten sehr herabgestimmt. Derselbe war offenbar einer der begabtesten Negerfürsten, in seinem launenhaften Wesen und seiner Unbeständigkeit aber den andern fast gleich. Ernst war es ihm mit der Religion nicht; er schwankte beständig zwischen Islam und Christentum, je nachdem gerade die Händler oder die Missionare in seiner Gunst standen. Noch ungünstiger wurde die Stellung der Missionare, als nach einigen Jahren (1879) katholische Priester in dieses evangelische Missionsgebiet eindrangen. Diese brachten natürlich viel Verwirrung, und zuweilen mußten sich die Missionare sagen lassen: „Erst werdet unter euch selbst einig, dann kommt und belehret mich." So ging also auch hier in Uganda die Mission anfangs durch viele Schwierigkeiten. Gleichwohl arbeiteten die Missionare nicht ohne Erfolg. Ward auch der König niemals ein entschiedener Christ, so waren doch aus seinen Unterthanen manche für das Evangelium zu gewinnen, und wenn auch langsam, so wuchs doch von Jahr zu Jahr die Gemeinde der christlichen Buganda.*) Denn Mtesa hinderte sein Volk nicht, den Glauben, welcher ihm selbst noch zu schwere Opfer abforderte, anzunehmen.

Im Jahre 1884 starb der König, und als sein Nachfolger Muanga den Thron bestieg, glaubten die Missionare schon einen Hoffnungsstern aufgehen zu sehen, denn dieser Muanga hatte bisher sehr unter christlichem Einfluß gestanden. Sie sollten durch seine Thronbesteigung bitter enttäuscht werden. Die hervorstechendste Eigenschaft des neuen Königs war die Eitelkeit; die Charakterlosigkeit teilte er mit Mtesa; dazu aber kam noch, daß er sich dem verderblichen Hanfrauchen hingab und in der daraus folgenden Berauschung sich zu allerlei wilden und sinnlosen Handlungen hinreißen ließ.

Bald wurde es offenbar, daß die junge Missionsgemeinde, zu welcher schon einige Prinzessinnen und andere Glieder des Hofes gehörten, schweren Zeiten entgegenging. Der König wurde immer begehrlicher: alles, was ihm bei den Missionaren gefiel, wollte er haben und begnügte sich noch nicht einmal damit. Bald verlangte er, es sollten mehr weiße Männer ins Land kommen; bald forderte er, die Missionare sollten ihm eine englische Prinzessin als Frau besorgen — und wenn die Missionare ihm seine Wünsche abschlugen, dann schäumte er vor Wut und drohte ihnen und den Christen in Uganda. Durch einige Feinde der Mission im Volke und besonders durch den mächtigen ersten Minister (Katikiro) wurde das seit einiger Zeit im Verborgenen glimmende Feuer im Jahre 1885 zu hellen Flammen angefacht. Man benutzte einen kleinen Vorwand, um einige Diener der Missionare, welche Christen waren, gefangen zu nehmen und an ihnen die Wut zu kühlen. Es waren durch den Einfluß der Missionare seit längeren Jahren keine Menschenopfer mehr in Uganda gebracht worden. Jetzt sollte an diesen Christen ein Exempel statuirt werden. Drei von ihnen wurden am 31. Januar unter dem Hohn ihrer Feinde lebendig verbrannt. Aber so viel auch die Heiden spotteten, die drei Jünglinge blieben standhaft im Glauben. Als das Feuer unter ihnen geschürt wurde, stimmten sie das Lied an: „Killa siku tunsifu, d. h. Täglich, täglich lobe den Herrn." Den Missionaren schnitt es ins Herz, daß sie nichts für die unglücklichen Freunde thun konnten. Der König grollte ihnen und ließ sie nicht einmal vor sich.

Als weitere Feindseligkeiten gegen die Christen nicht erfolgten, glaubten sie schon in der Stille ihre segensreiche Arbeit wieder fortsetzen zu können; da brach plötzlich eine neue Verfolgung aus, weit schrecklicher und blutiger als die erste.

Es kamen nämlich Gerüchte von der Besitzergreifung der Deutschen in Ostafrika zu Muangas Ohren. Er hörte auch von der Flottendemonstration vor Sansibar und daß Sultan Bargasch, den man in Uganda für einen unüberwindlichen Herrscher hielt, habe nachgeben müssen. Jetzt entsann man sich plötzlich aller Verdächtigungen der arabischen Händler, welche diese gegen die Weißen vorgebracht hatten. Mtesa verlachte sie seinerzeit, wenn sie ihm sagten, die Weißen würden kommen und sein Land „aufessen." Er sagte immer: „Laßt die Bazungu (Europäer) im Frieden; wenn sie das Land aufessen wollen, werden sie nicht im Innern beginnen. Sobald ich sehe, daß sie damit an der Küste anfangen, will ich euch glauben." Jetzt hatten die Deutschen damit wirklich den Anfang gemacht — Grund genug, um Angst und Argwohn bei den Waganda zu erwecken.

Gerade um diese Zeit hatte der englische Missionsbischof Hannington den Auftrag erhalten, die Mission in Uganda, welche von den beiden Engländern Ashe und Makey getrieben wurde, zu visitiren. Als die Kunde davon an Muangas Hof kam, erhielt der Argwohn des Königs neue Nahrung. Glaubte er doch in dem von vielen Trägern begleiteten Bischof einen Vorläufer der weißen Eroberer erblicken zu müssen. Ja er meinte bereits zu sehen, wie die Missionare das Herz seines Volkes ihm abwendig machten. Er erschrak über den großen Umfang dieses vermeintlichen Abfalls, als er eines Tages alle Pagen zu sich rief, welche nicht mit den Missionaren „im Buche lasen." Es kamen nur drei; die andern hielten sich sämtlich zum Taufunterricht. Da ward dem afrikanischen Tyrannen der Boden unter den Füßen heiß. Und als nun gar Bischof Hannington nicht auf dem gewöhnlichen Wege über Msalala im Süden des Viktoria-Njanza kam, sondern den geraden Weg von der Küste nach Uganda einschlug, wobei er ein den Waganda feindliches Land berührte und durch Usoga, die „Hinterthür von Uganda," eintrat, da war es dem Muanga und seinen Beratern klar, daß Thron und Reich in Gefahr seien. Jetzt wurden die wildesten Geister bei dem Könige entfesselt. Die Missionare, welche ihrem Bischof entgegenreisen wollten, wurden mit Gewalt zurückgehalten, insgeheim aber Boten abgeschickt, um die Vasallen des Königs aufzurufen. Wenige Tage darauf erhielten die Christen zu Uganda die schreckliche Kunde, daß der Bischof mit fast allen seinen Begleitern im Auftrage des Königs ermordet worden war. Das Tagebuch Hanningtons, welches derselbe bis zu seinem Todestage geführt hatte, kam endlich auch in ihre Hände und brachte ihnen und ein Jahr später auch den Freunden in Europa das letzte Lebenszeichen dieses auf seinem Berufswege ermordeten edlen Mannes.

Dieser Ausbruch grimmiger Wut hatte den König für einige Zeit befriedigt. Zu einer Aussprache zwischen ihm und den Missionaren kam es lange nicht. Nur mit bangen Sorgen konnten die letzteren ihre Arbeit fortsetzen, mußten sie doch jetzt alle Tage für ihr eigenes Leben fürchten, und dann brachten sie jeden in Gefahr, der bei ihnen aus- und einging. Wunderbarerweise hatten die Ereignisse der letzten Zeit durchaus nicht den Erfolg gehabt, die Buganda vom Taufunterricht abzuschrecken. Im Gegenteil, es meldeten sich immer neue, und die, welche im Unterricht standen, begehrten dringender als zuvor die Taufe. Auch einige Prinzessinnen kamen und baten darum; doch waren die Missionare bei ihnen doppelt vorsichtig, weil die beiden früher schon zu Mtesas Zeit getauften Prinzessinnen ihren Lehrern durchaus keine Ehre gemacht hatten. So mußte die eine Prinzessin jetzt trotz ihrer wiederholten Bitten abgewiesen werden, da ihr Charakter und ihre Erkenntnis zu wenig Sicherheit bot und ein Rückfall ins Heidentum bei der angesehenen

*) Durch veränderte Vorsilben werden die Namen des Landes, Volkes u. s. w. unterschieden: Uganda heißt das Land, Waganda das Volk, Buganda die Angehörigen des Volkes, Luganda die Sprache.

Stellung umso verderblicher wirken mußte. Obwohl also in dieser Weise der Zugang zur Taufe erschwert wurde, wuchs die Christengemeinde doch im Verborgenen von Tag zu Tag.

Allerdings konnte es nicht zweifelhaft sein, daß der Groll des Königs nur eine Zeit lang zurückgedrängt war und durch die Nachrichten von der Küste immer neue Nahrung empfing. Die Missionare suchten daher die kleine Gemeinde für die bange Zukunft zu rüsten. Sie bestellten die Gefördertsten unter den Christen zu Gemeindeältesten, und was noch wichtiger war, sie druckten auf der von England geschickten kleinen Presse mit fieberhafter Hast, um für alle Fälle die eingebornen Christen mit gedruckten Erbauungsmitteln zu versehen. Sie hatten schon seit längerer Zeit das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis, einige geistliche Lieder und anderes übersetzt; jetzt fügten sie dem noch die Bergpredigt und andere Teile des Evangeliums Matthäi hinzu. Bald wanderten diese kleinen Hefte, die ersten Drucke in der Lugandasprache, von Hand zu Hand. In kurzer Zeit waren drei- bis viertausend Exemplare davon verkauft.

Es wurde aber auch Zeit, daß die Gemeinde sich rüstete. Denn bald nach Ostern 1886 brach ein furchtbarer Sturm los, welcher in beispielloser Weise die Mission in Uganda verwüstete. Entfesselt wurde derselbe durch das fromme und mutige Verhalten eines christlichen Jünglings, welcher sich vom Könige nicht mißbrauchen lassen wollte. Darüber entbrannte der Zorn desselben von neuem. Der König begann die nun anbrechende Christenverfolgung, indem er einen Knaben mit eigener Hand niederschlug. Das war das Signal zu einem großen Blutbade. In der verschiedensten Weise mußten die Christen, katholische wie evangelische, ihr Leben lassen; zweiunddreißig wurden auf einem gemeinsamen Scheiterhaufen lebendig verbrannt. Das Gefühl sträubt sich, bei den einzelnen Greuelszenen zu verweilen. Der Gesamteindruck von dem Sterben der Christen muß nach allen Berichten ein erhebender gewesen sein. Als der Scharfrichter seines blutigen Amtes gewaltet hatte, erklärte er dem Könige, er habe niemals Leute getötet, die solchen Mut und solche Standhaftigkeit gezeigt hätten, wie diese Christen, welche laut in den Flammen beteten. Muanga erwiederte: „Gott hat sie aber nicht errettet aus meiner Hand."

Seit Mitte des vorigen Jahres schweigen die Nachrichten aus Uganda. Die Missionare hielten es für ihre Pflicht, unter den augenblicklichen Verhältnissen das Land zu verlassen, weil die Gegenwart weißer Männer doch nur den König zu neuer Wut reize. Er hat nur die römischen Missionare und Ashe ziehen lassen, den Missionar Makey hat er als Geißel zurückgehalten. Wir wissen nicht, welches Loos diesem beschieden ist, der nun die übriggebliebenen Christen bei ihren nächtlichen Besuchen stärkt und, so gut es unter diesen Umständen geht, die kleine Gemeinde zusammenhält. Vielleicht — das ist jetzt die Hoffnung der Missionsfreunde — gelingt es Stanley, welcher sich eben jetzt wieder nach Uganda aufmacht, Muanga und sein Volk auf friedlichem Wege zu beschwichtigen.*) So viel ist bis jetzt gewiß: Aufgegeben wird das Missionsfeld in Uganda nicht; es hat schon das Blut zu vieler christlicher Märthyrer getrunken. P.

Lutherworte

Es ist ein frei Werk um den Glauben, dazu man niemand kann zwingen. (1523)

Wie oft läßt doch Gott in der Schrift zeugen, er wolle keinen gezwungenen Dienst, und soll niemand sein werden, er thue es denn mit Lust und Liebe. Hilf Gott! haben wir denn nicht Sinn oder Ohren? Ich sag's abermal: Gott will nicht gezwungenen Dienst haben. Ich sag's zum drittenmal, ich sag's hunderttausendmal: Gott will keinen gezwungenen Dienst haben! (1524)

*) Nach neueren Nachrichten will Stanley bei seinem Zuge zur Befreiung Emin Paschas das allzu gefährliche Uganda meiden und die Kongostraße wählen. D H

Verschiedenes

(Eine Stadt ohne Gott) In Neu-Mexiko besteht seit 1880 eine Atheistenstadt Liberal, deren Einwohner verschiedener Nationalität, aber eins in der irreligiösen Gesinnung sind. Ueber die traurigen Zustände dieser „liberalen" Stadtgemeinde berichtet nach zuverlässigen Schilderungen liberaler amerikanischer Blätter v. T. in der Ev. K.-Z. f. Oest. folgendes: Liberal bietet für den Beschauer einen ganz eigenartigen Anblick dar. Nichts erinnert dort an irgend einen Kultus; kein Sonntag, kein kirchlicher Festtag darf auf irgend eine Weise gefeiert werden. Jemand, der auf kurze Zeit — denn lange dulden diese Freigeister niemanden bei sich, der nicht ganz ihrer Ansicht ist — dort weilt und seine Anhänglichkeit an christliche Sitte erkennen ließe, würde unfehlbar mißhandelt, besonders wenn er sich erlaubt, einen Tadel auszusprechen. Der Fremdling muß glücklich sein, wie es die Kinder eines als äußerst streng bekannten, längst verstorbenen Majors sein mußten. Zu Weihnachten hatte dieser seinen drei Knaben einige spärliche und wertlose Gaben gespendet. Die armen Kinder hatten Besseres erwartet, so daß die im strengsten Kommandotone an sie gerichtete Frage, ob sie glücklich seien? kein allzufreudiges Ja hervorrief. „Ich werde Euch lehren zufrieden sein!" schrie der erzürnte Major und mißhandelte die hilflosen Kleinen. So macht man es in Liberal auch. — Die Free Press sagt: „Neun Zehntel der Bewohner von Liberal würden mit Freuden den Ort verlassen, wenn sie nur Käufer für ihren Besitz fänden." Die Stadt besitzt nicht ein Geschäft, dessen Waaren 8000 fl. wert wären, kein Dutzend anständiger Häuser, nicht eine einzige Fabrik, nicht ein industrielles Unternehmen, was irgend eine Bedeutung hat. Man sollte meinen, die Leute würden wenigstens die Schule, als die Stätte, aus der das Licht der Aufklärung strömen soll, anständig ausstatten. Keineswegs! In einem halb verfallenen, elenden Hause erhält die Jugend Unterricht im Haß gegen Gott und die Religion und im Genuß der Freiheit. Selbst amerikanische Beurteiler, so nachsichtig sie sonst immer in dieser Beziehung sind, sagen: „Eine rohere, unzüchtigere Jugend beiderlei Geschlechts als in Liberal gebe es nirgends." Die Kinder haben keine Achtung vor ihren Eltern, die übrigens nur so lange gemeinsam leben, als es ihnen eben paßt. Zucht und Sitte kennen sie nicht. — Ueber der Gemeindehausthür prangt die Inschrift: „Halle zur freien Aeußerung des Gedankens." Diese Halle ist eine Kneipe niedrigster Sorte. Man sollte meinen, unter diesen Gleichgesinnten herrsche die beste Eintracht, beständige Harmonie, süßer Friede. Das Gegenteil ist der Fall! Seit dem Tage der Gründung von Liberal haben Zank und Streit, der oft in blutigen Thätlichkeiten endet, dort nicht aufgehört. Die gröbsten sittlichen Vergehen sind an der Tagesordnung, sagt der Democrate. — Wie steht es mit den volkswirtschaftlichen Zuständen? Anfangs hatten sich viele Kapitalisten beteiligt, denn es sind reichliche Hilfsquellen vorhanden, aber die Meisten verloren ihr Geld; denn in der Verwaltung und geschäftlichen Gebahrung herrschte Lug und Trug, und kein Rechtsbegriff ist den Leuten beizubringen. — Das ist der vollkommene Schiffbruch des mit so großem Pomp begonnenen Unternehmens! Dahin führt die Losung: Ni Dieu ni maitre!

(Ende der Sklaverei in Buchara) Aus Buchara wird dem amtlichen Petersburger „Praw. Wjestnik" unterm 11. Dezbr. geschrieben: Am 19. November erfolgte der Befehl des Emirs über die endliche Befreiung aller im Bereiche des Khanats Buchara befindlichen Sklaven mit Erteilung eines Freibriefes an jeden derselben. Die Verpflichtung, den Sklavenhandel im Khanat für immer aufzuheben, hatte im Jahre 1873 der verstorbene Emir Seid Musafar übernommen, wobei zur allmählichen Befreiung der damals in Sklaverei Befindlichen ein Zeitraum von zehn Jahren festgestellt wurde. Kraft dessen wurden bereits zu jener Zeit zahlreiche Sklavenmärkte aufgehoben, in der Uebergangsperiode indessen gleichzeitig mit der Befreiung der früheren Sklaven im Geheimen ein Handel mit solchen betrieben. Ihrer Nationalität nach bestanden die Sklaven fast ausschließlich aus Persern, deren Lieferanten für den bucharischen Markt hauptsächlich die Merw- und Teke-Turkmenen waren, die durch ihre Raubzüge den Norden Chorassans verwüsteten. Mit der Unterwerfung der Achal-Teke- und Merw-Oasen unter Rußland hörten die Raubeinfälle der Turkmenen nach Persien auf und hiermit zugleich versiechte die Hauptquelle der Sklaverei in Buchara. Durch den jetzt veröffentlichten Befehl des Emirs ist die Sklavenfrage in Buchara somit endgiltig entschieden.

Quittung

Für die evangelische Erziehungsanstalt in Schadwalde bei Marienburg (vergl. Nr. 6, S. 58): von H v O in Frankfurt a. M. 20 M., von P M in S 5 M., Summa 25 Mark.

Für das evangelische Kranken- und Siechenhaus zu Braunsberg in Ostpreußen (vergl. Nr. 7, S. 64): von H v O in Frankfurt 20 M., von R O in Berlin 3 M., von E L in Leipzig 2 M., Summa 25 Mark.

Für Sofia (vergl. Nr. 4, S. 40 und Nr. 9, S. 84): von P J in Dresden 1 M., Summa 40,50 Mark.

Herzlichen Dank.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach (Sachsen)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig